

Astrid Frank



GIGANT

Thienemann

*Wo in dieser weiten Welt kann der Mensch
Adel ohne Hochmut,
Freundschaft ohne Eifersucht,
Schönheit ohne Eitelkeit finden?
Hier, wo Anmut mit Muskelkraft einhergeht
und Stärke von Sanftmut bezwungen wird,
wo ohne Untertänigkeit gedient
und ohne Feindschaft gekämpft wird.
Es gibt nichts Mächtigeres,
nichts Beherrschteres,
nichts Schnelleres
und nichts Geduldigeres ...*

Aus: »Das Pferd«

von Ronald Duncan, 1914–1982, britischer Autor

Prolog

»Die Pferde sollen die Seele baumeln lassen
und sich innerlich fangen.«

Norbert Rabe, Polizeihauptkommissar,
Leiter der Landesreiterstaffel Niedersachsen

Gigant gebärdete sich wie ein Einjähriger, der zum Brandzeichensetzen geschickt werden soll. Er riss immer wieder ruckartig am Halfter, schlug mit dem Kopf und stieg auf die Hinterläufe. Antonia hatte Mühe, ihn festzuhalten, und stolperte sogar einmal hinter ihm her, als Gigant einige schnelle Schritte nach vorn machte.

»Ruhig, mein Junge, bleib *ruhig!*« Antonia sprach mit Engelsstimme auf den Wallach ein. Zugleich strahlte ihre Körperhaltung Sicherheit und Autorität aus.

Gigant wieherte heiser, beruhigte sich aber immerhin ein wenig. Ein anderes Pferd wäre in diesem Augenblick bestimmt durchgegangen. Jedenfalls hatte ich den Braunen noch nie so

aufgeregt gesehen. Und ich hatte ihn nun wahrlich bereits in verdammt vielen aufregenden Situationen gesehen! Doch schon als Toni ihn aus dem Transporter holen wollte, war es dem Pferd offenbar nicht schnell genug gegangen. Es trat bereits mit den Hinterläufen gegen den Verschlag, als der Motor des Transporters noch lief. Hatte Gigant am Geruch erkannt, wo er war?

Ich musste daran denken, was Gigant in den letzten Monaten durchgemacht hatte und wie viele Ängste Toni und ich um ihn ausgestanden hatten. Wer wollte es ihm da übel nehmen, dass er nun, im Angesicht der Freiheit, die Beherrschung verlor, die sonst für ihn zur alltäglichen Pflicht gehörte?

Antonia lachte. Sie konnte ihrem Pferd offenbar ebenfalls nicht böse sein. Neben dem Zehnjährigen sah sie noch kleiner und zierlicher aus, als sie es ohnehin war. Das lag natürlich an Gigants beachtlicher Größe, die Toni zwang, die Arme in die Höhe zu recken und sich auf die Zehenspitzen zu stellen, um das Halfter von dem mächtigen Pferdekopf zu ziehen, während Gigant auf der Stelle tänzelte und es nicht mehr erwarten konnte, endlich davonzupreschen. Deshalb hielt er den Kopf besonders hoch und versuchte, sich Antonias Zugriff zu entziehen,

was die ganze Sache eindeutig noch schwerer machte.

»So wird das nichts, Gigant«, sagte Antonia kopfschüttelnd. Und als hätte das Pferd sie verstanden und würde sich in diesem Moment eines Besseren besinnen, schnaubte es und senkte gehorsam den Kopf.

Ich beobachtete, wie meine Schwester ihre Stirn an Gigants muskulösen Hals lehnte, für eine Sekunde die Augen schloss und ihm zärtlich durch die Mähne fuhr – dort, wo die Narbe war –, bevor sie das Halfter abstreifte und Gigant mit einem leichten Klaps auf die Flanke zu verstehen gab, dass er nun endlich frei war und davongaloppieren durfte.

Der Wallach brauchte keine zweite Aufforderung. Mit lautem Wiehern stob er davon, seinem Freund und Kollegen Gigolo hinterher, der bereits am anderen Ende der Weide friedlich graste.

Toni wischte sich heimlich eine Träne aus dem Augenwinkel und auch ich spürte einen dicken Kloß im Hals, während wir Gigant hinterherblickten, der wie ein Fohlen in die Luft sprang und mit den Hinterbeinen ausschlug.

»Er hat's verdient«, sagte Toni neben mir leise.

Ich nickte stumm und verlagerte das Gewicht

auf meinen Krücken, deren Griffe sich bereits schmerzhaft in meine Achselhöhlen drückten.

»Wenn zwei Monate nur nicht so eine lange Zeit wären«, sagte meine Schwester und ihre Stimme klang brüchig.

Ich sah sie von der Seite an und musste schlucken. Meine große Schwester sah plötzlich so klein und verloren aus, dass ich sie am liebsten in die Arme genommen und getröstet hätte. Das wäre auch nicht weiter schwierig gewesen, denn ich war mit meinen dreizehn, fast vierzehn Jahren genauso groß wie sie mit dreiundzwanzig: einen Meter achtundsechzig. Aber ich wusste, das würde ihr nicht recht sein. Sie kämpfte bereits gegen die Tränen an und bestimmt würde sie die Beherrschung verlieren, sobald ich sie auch nur berührte. Außerdem wäre es wohl mit dem verdamnten Gipsbein mehr ein verzweifeltes Mich-an-sie-Hängen gewesen als eine Trost spendende Umarmung.

Gigant wälzte sich mittlerweile im staubigen Sand und schien Antonia und mich bereits vergessen zu haben. Doch plötzlich rappelte er sich auf und kam langsam und mit hängendem Kopf auf uns zu. Dicht vor Antonia blieb er stehen und schnaubte. Er stupste sie mit seiner weichen Nase an und das war der Moment, in dem Antonia die Tränen über die Wangen liefen. Sie

schlang ihre Arme um den Hals des Braunen, der sich die Berührung gerne gefallen ließ. Ihre langen schwarzen Haare vermischten sich mit der stoppelig kurzen, aber ebenfalls schwarzen Mähne des Pferdes und die Haare glänzten miteinander um die Wette.

Ich hatte meine Schwester schon immer um ihr dichtes kohlrabenschwarzes Haar beneidet, das sie von ihrem Vater geerbt hatte. Mein Vater hatte sein dünnes blondes Haar an mich weitergegeben. Aber dafür verdankte ich ihm, dass ich eines nicht mehr so fernen Tages über meine Schwester hinauswachsen würde.

Jetzt hatte Gigant genug und wandte sich wieder ab. Er wieherte wie zum Abschied, obwohl er bereits in die andere Richtung blickte (also meinte er wohl doch eher seinen Freund Gigo-lo), dann preschte er im gestreckten Galopp davon. Sein erhobener Schweif wehte im Wind.

Ich hätte mir jetzt auch gerne die Tränen aus dem Gesicht gewischt, denn sie kitzelten mich an den Wangen. Aber ich hatte leider keine Hand frei, da ich mich auf den verdammten Krücken abstützen musste, um nicht umzufallen.

Und Antonia neben mir seufzte zum Steinerweichen. Kein Wunder, wenn man bedenkt, dass sie nicht wusste, ob und wie es mit Gigant weitergehen würde.

Aber angefangen hat alles eigentlich viel früher. An einem lausig kalten Märztag vor etwa einem halben Jahr.

1

Ein Pferd ersetzt 10 Beamte.

Faustregel der Polizeibeamten

»Gehst du am Samstag mit mir ins Kino?« Ich versuchte es mit einem Augenklimpern und entsprechendem Lächeln. »Es läuft ein super Film mit Ashton Kutcher.«

»Geht nicht, ich habe Dienst.« Antonia nahm sich noch ein drittes Stück Torte.

Ich schaute neidisch zu. Meine Schwester konnte essen, so viel sie wollte, und nahm kein Gramm zu. Sie war einfach der Typ kleine, zarte Italienerin. Ich dagegen brauchte ein Stück Kuchen nur anzuschauen und schon hatte ich ein Pfund mehr auf den Hüften.

»Hattest du nicht erst letztes Wochenende Dienst?«, fragte ich.

Antonia nickte. »Ja, aber im Augenblick brennt der Boden. Die Nazis haben eine Demo angekündigt, die wir mit den Pferden schützen

sollen. Da braucht der Chef jeden Mann. Und Martin und Rüdiger sind im Urlaub.«

Ich verbesserte meine Schwester nicht, dass der Chef offenbar auch jede Frau brauchte, sondern sagte nur: »Schade.« Ich hatte nämlich gehofft, meine Schwester würde die Kinokarten bezahlen, denn mein Taschengeld war natürlich längst aufgebraucht. Immerhin war bereits die Hälfte des Monats vergangen.

»Mir tut's auch leid«, sagte Antonia. »Ich würde wirklich lieber mit dir ins Kino gehen, als mir von diesen beknackten Rechten das Wochenende versauen zu lassen.«

»Tja, aber das ist wohl dein Job«, sagte ich und merkte erst, als Antonia mich mit gerunzelter Stirn anblickte, wie zickig sich diese Bemerkung angehört hatte. »Äh ... So habe ich es nicht gemeint«, versuchte ich mich zu entschuldigen.

Antonias Stirn glättete sich wieder und sie lächelte. »Es stimmt ja, es ist mein Job«, sagte sie. »Der Schutz der Demokratie, in der jeder das Recht hat, seine Meinung zu sagen.«

Ich bemerkte den Stolz in Tonis Stimme, der sich immer einschlich, wenn sie von ihrer Arbeit sprach. Und ich konnte sie verstehen. Mehr noch, ich beneidete sie sogar. Ich hätte liebend gerne auf den Rest meiner Schulzeit verzichtet

und wäre stattdessen jeden Morgen bei Nacht und Nebel zum Stall der Reiterstaffel gegangen. Doch leider lag noch ein weiter Weg vor mir, bis ich dieses Ziel erreicht haben würde: Abitur, drei Jahre Studium an der Polizeiakademie, ein Jahr Bereitschaftspolizei und anschließend ESD, Einsatz- und Streifendienst. Dann erst würde ich mich bei der Reiterstaffel bewerben können. Und noch war nicht gesagt, dass ich so viel Glück haben würde wie meine Schwester, die sofort eine der begehrten Stellen bekommen hatte und nun bereits seit anderthalb Jahren bei der Reiterstaffel ihren Dienst versah.

»Na ja, mal sehen«, sagte ich und wusste einen Augenblick lang selbst nicht, was ich damit meinte: meine berufliche Zukunft oder das bevorstehende Wochenende. »Vielleicht verzichte ich aufs Kino und komme auch zur Demo«, beendete ich meinen angefangenen Satz, nachdem ich mich für eine Sache entschieden hatte. Ich brauchte meiner großen Schwester ja nicht auf die Nase zu binden, dass ich ohne sie sowieso kein Geld hatte, um Ashton auf der Leinwand anzuschmachten.

Antonias Kuchengabel verharrte in der Luft, dicht vor ihrem bereits geöffneten Mund. Es platschte richtig, als das große Stück Sahnetorte aus der Höhe zurück auf den Teller fiel. »Du

willst auf eine Kundgebung der Nazis?«, fragte sie ungläubig.

»Natürlich nicht, um die Nazis zu unterstützen«, erklärte ich, »sondern auf die Gegenseite.« Ich sah, wie Antonia die Luft anhielt.

»Mir wäre es lieber, du würdest nicht dort aufkreuzen«, sagte meine große Schwester. »Wenn die Linken und die Rechten aufeinandertreffen, ist das nicht immer lustig, weißt du?«

Ich verdrehte die Augen. Jetzt kam wieder diese »Das-ist-noch-nichts-für-dich-Litanei«.

»Ich weiß«, erwiderte ich und merkte diesmal, dass es schnippisch klang. Sollte es auch. »Aber ich finde, es geht uns alle an, wenn diese Dumpfbacken ausländerfeindliche Parolen brüllen, meinst du nicht?« Ich konnte ein gewisses triumphierendes Grinsen nicht unterdrücken. Was sollte meine Schwester, ihres Zeichens Halbtalienerin, mir auch darauf antworten?

Antonia unternahm einen zweiten Versuch, ihr letztes Stückchen Torte in den Mund zu befördern, und blickte mich dabei wohlweislich nicht an.

»Wer brüllt ausländerfeindliche Parolen?« Unsere Mutter kam mit ihrem frisch gefüllten Latte-macchiato-Glas in der Hand aus der Küche zurück und setzte sich zu Antonia und mir an den Tisch.

»Ach, niemand«, sagte ich und warf Antonia einen warnenden Blick zu.

Okay, vielleicht hatte Antonia recht und ich hätte wirklich besser etwas anderes unternommen, als auf diese blöde Demo zu gehen. Eigentlich verspürte ich, als ich am Samstagmorgen aufwachte, auch gar keine Lust mehr dazu. Aber ich ärgerte mich immer noch darüber, dass Toni mir gegenüber so besserwisserisch gewesen war, und wollte ihr zeigen, dass ich mir von ihr nichts sagen lassen musste.

Die Kundgebung der Rechtsradikalen sollte um zehn Uhr vormittags beginnen. Natürlich bedeutete das, spätestens um halb zehn bereitzustehen. Für Antonia hatte der Tag allerdings deutlich früher angefangen. Sie musste schließlich Gigant versorgen und abreiten, damit er im anschließenden Trubel ruhig und ausgeglichen blieb.

Ich hörte meine große Schwester in aller Herrgottsfrühe durchs Treppenhaus flitzen. Sie wohnt in der Dachgeschosswohnung unseres Hauses. Natürlich gab sie sich mal wieder nicht die geringste Mühe, ein bisschen leise zu sein, und ließ die Haustür hinter sich ins Schloss knallen.

Peng!

Ich saß senkrecht im Bett. Nur weil Gigant schussfest ist, bin ich es noch lange nicht! Verdammst noch mal!

Aber wenn ich jetzt schon einmal wach war, konnte ich auch genauso gut aufstehen.

Oberkommissar Michael drückte sich schon wieder in allen möglichen dunklen Ecken herum, als ich kurze Zeit später mein Fahrrad gegen die alte Backsteinmauer des Stallgebäudes lehnte und die Boxengasse betrat. Er grunzte missmutig, als er mich sah. Vermutlich sollte das eine Begrüßung sein, aber es kam mir nicht so vor.

Ich rubbelte hingebungsvoll mit einem Ärmel über den Milchfleck auf meinem Sweatshirt und tat so, als hätte ich ihn nicht gesehen. Natürlich hatte ich die Cornflakes beim Frühstück wieder einmal so schnell in mich hineingeschaufelt, dass ich wie ein bekleckertes Baby aussah. Manchmal kommt mir Essen eben wie reine Zeitverschwendung vor. Zumindest, wenn es sich nicht um Kuchen handelt. Aber es muss wohl sein.

Aus mehreren Lautsprechern drang Radio-lärm. Den Pferden war die Geräuschkulisse egal, sie waren anderes gewöhnt. Und trotzdem lief das Radio mehr für sie als für die anwesen-

den Polizeibeamten. Polizeipferde müssen eben einiges aushalten können. Selbst Musik aus dem Musikantenstadl bringt sie nicht aus der Fassung. Ganz im Gegensatz zu mir.

Antonia war bei Gigant, striegelte und kämmte ihn, bevor es zum Aufwärmen ging.

»Hallo Schwesterchen«, begrüßte ich sie.

Antonia drehte sich zu mir um und grinste. »Schon wach?«

Ich verkniff mir eine boshafte Erwiderung und strich stattdessen zur Begrüßung über Gigants Stirn. Der Wallach wandte mir den Kopf zu und versuchte an meinem Sweatshirt zu knabbern. Vermutlich hielt er es für eine Tüte voller Cornflakes.

»Guten Morgen!« Michael führte seinen Wallach, einen Grauschimmel, an Gigants Box vorbei auf den Abreitplatz. Er grinste meine Schwester dümmlich an – mich würdigte er keines Blickes – und ich meinte, einen roten Schimmer auf den Wangen von Antonias Kollegen zu sehen. Was war nur los mit diesem Mann?

Toni grüßte freundlich zurück, ohne das Striegeln zu unterbrechen.

Ich schnaubte bloß und Gigant schloss sich meiner Aussage vorbehaltlos an, indem er ebenfalls schnaubte. Aber vielleicht war er auch nur ungeduldig und wollte, dass es endlich los-

ging. Und das ging es dann ja auch. Zwei Stunden später stand ich bereits im dichten Gedränge.

»Kein Fußbreit den Faschisten!« Der Typ neben mir brüllte seine Meinung so laut heraus, dass er davon ganz rot im Gesicht wurde vor Anstrengung. Eine Farbe, die ihm irgendwie nicht so gut stand.

Jeder Partyveranstalter wäre froh, wenn auf seiner Feier so schnell Stimmung herrschte wie auf dieser Demo. Und mir war jetzt schon klar, was am kommenden Tag in der Zeitung stehen würde – je nachdem, welche Zeitung man las.

Das rechtspolitische Blatt würde schreiben, dass die 300 friedlichen Rechten von einer Minderheit gewaltbereiter linker Autonomer an ihrem Recht zur freien Meinungsäußerung gehindert worden seien und die Polizei diesem Treiben tatenlos zugesehen hätte.

Das linke Blatt würde von einer verschwindend geringen Beteiligung der Neonazis sprechen, denen eine überwältigende Anzahl friedlicher Gegendemonstranten gegenüberstanden hätte, die von der anwesenden Polizei rücksichtslos und viel zu hart angegangen worden wären.

Nach der Lektüre würde man sich fragen, ob

es vielleicht zeitgleich drei Demonstrationen gegeben hatte und die, auf der man selbst gewesen war, gar nicht erwähnt worden war.

Ich jedenfalls sah etwa 150 Nazis, die mit finsternen Mienen, aber zugegebenermaßen friedlich, die Straße entlangmarschierten. Die Polizei begleitete den Zug und schirmte ihn ab. Fetzen von Songtexten, die blechern aus den mitgebrachten Gettoblastern drangen, erreichten mein Ohr. In dem Lied ging es irgendwie darum, dass »die Guten« morgen noch da sein werden, die anderen, »Bösen«, aber nicht. Und dass die Guten dann Party machen würden. Jedenfalls verstand ich es so.

Ich sah Antonia auf Gigant, Michael auf seinem Schimmel Kasper, Tonis Chef auf seinem Dienstpferd Herkules – der »heiligen Kuh«, wie er den eindrucksvollen Hannoveraner mit einem Stockmaß von einem Meter fünfundachtzig selbst immer nannte – und Polizeihauptmeister Michaela auf dem Wallach Gigolo.

Auf der anderen Seite des Demonstrationszuges ritten vier weitere Kollegen Antonias.

Ich stand inmitten der Gegendemonstranten auf dem Platz, den die Rechten anstrebten, und sah dem Zug, der auf uns zukam, mehr oder weniger gelassen entgegen. Dichtes Gedränge war ich gewöhnt, schließlich fand so gut wie kein

Heimspiel des ortsansässigen Fußballclubs ohne mich statt, seit Onkel Arthur, der Bruder meiner Mutter, mir eine Dauerkarte für meinen Lieblingsverein geschenkt hatte. Und doch war die Atmosphäre hier eine andere.

Neben mir stand der Typ, der so laut schrie, dass sein Kopf zu einem roten Luftballon mutierte. Hinter mir schwenkte jemand ein Pappschild, auf dem stand: »Ich hatte einen Traum: Ein Nazi hing an einem Baum. Ich hatte mehrere solcher Träume – doch leider nicht genügend Bäume.«

Überall wurde geschrien und auf Trillerpfeifen geblasen, dass ich Angst um meine Trommelfelle bekam. Einmal schlug mir der Typ mit dem Pappschild versehentlich auf den Kopf und ich wünschte mir, ich wäre nicht immer so trotzig. Was für ein schöner Samstag hätte das werden können ...

»Wir bitten die anwesenden Personen, sich in Richtung Lutherstraße und Maximilianallee vom Platz zu entfernen.« Die Stimme des Einsatzleiters, der durch das Megafon sprach, klang entspannt und freundlich. »Der Platz wird nun geräumt.«

»Nazis verpisst euch, keiner vermisst euch!«, skandierten die Leute um mich herum und es wurde immer lauter.

Der Typ neben mir versuchte sich bei mir einzuheften und ließ sich im Schneidersitz auf den Boden nieder. Ich löste mich aus seinem Griff und zog mich ein wenig zurück. Bei dem Kerl mit dem Pappschild hatte der Schreihals mehr Erfolg und unterstützt von einem dritten und vierten Demonstranten setzten sich die Typen auf den kalten Boden, halb geleerte Bierflaschen und Coladosen vor sich.

Die acht Polizeipferde stellten sich nun nebeneinander auf. Antonia und ihre Kollegen trugen jetzt ihre volle Schutzmontur, wie es Vorschrift war: Helme und Schienbeinschoner, der Schlagstock ragte aus der Hemdtasche. Ich wusste, dass Antonia unter ihrer Dienstjacke eine schusssichere Weste trug. Und das beruhigte mich. Nicht dass ich ernsthaft glaubte, ein Demonstrant würde auf meine Halbschwester schießen, trotzdem war es gut zu wissen, dass es zu Tonis Grundsätzen gehörte, keinen Einsatz ohne Schutzweste durchzuführen. Obwohl sie immer wie ein Rohrspatz über das unbequeme Ding schimpfte, das seinem Träger die Luft abschnürte und ständig am Pistolenhalter hängen blieb.

Es war ein beeindruckendes Bild, wie die acht Pferde eine Kette bildeten und Schritt für Schritt auf uns Demonstranten zukamen, um die Men-

schenmasse zurückzudrängen. Ich versuchte mich in Antonia hineinzusetzen. Was mochte das für ein Gefühl sein, einen Auftrag auszuführen, der eigentlich gegen die eigene Überzeugung war? In Antonias Adern floss ein Teil italienisches Blut und nun musste sie Menschen das Recht erkämpfen, ihre ausländerfeindliche Gesinnung zu verkünden, die sie aufgrund ihrer Abstammung vermutlich liebend gerne aus Deutschland hinausgeworfen hätten!

Gigant, Gigolo, Kasper und Herkules näherten sich ruhig den vier jungen Männern auf dem Boden, die ihre Füße einzogen und mit gequälten Gesichtern zu den mindestens 600 Kilos schweren Kolossen hochblickten.

Gigant hatte die Ohren angelegt und wirkte angespannt. Trotzdem tat er ruhig und brav, was seine Reiterin von ihm verlangte. Mittlerweile war es zwölf Uhr mittags. Seit mehr als drei Stunden war der Wallach nun im Dienst und hatte etliche Kilometer auf dem harten Pflaster der Innenstadt zurückgelegt.

Mir taten von dem Lärm ringsum bereits die Ohren weh. Wie musste es da erst diesen geräuschempfindlichen Tieren gehen?

»Haut ab! Haut ab! Haut ab!«, schrien die Demonstranten den Reitern und ihren Pferden entgegen. Ihre Stimmen klangen hasserfüllt.

Allmählich wurde mir ein wenig mulmig zumute. Die Stimmung war gereizt und ich wäre der Aufforderung der Polizei, mich vom Platz zu entfernen, gerne gefolgt, doch leider war das inzwischen gar nicht mehr so einfach. Die Demonstranten standen so dicht beieinander, dass an ein Durchkommen ohne Buschmesser kaum zu denken war.

Gigant und seine Kollegen standen jetzt unmittelbar vor den vier Typen auf dem Boden. Ich bewunderte die Jungs für ihr Durchhaltevermögen – *ich* wäre schon längst aufgestanden, denn aus Gigants Maul tropfte Spucke auf den roten Luftballon und Gigolos schwere Hufe stampften immer wieder nur wenige Millimeter vor den Füßen des Pappschildträgers auf den Boden.

»Scheiß Bullen!«, schrie der Luftballon. »Verdammt der Polizeistaat!«

Ich wusste, dass Antonia und ihre Kollegen sich davon nicht provozieren ließen. Jetzt ging es um anderes als um Beamtenbeleidigung.

»Vom Pferd aus kann man die Dinge oft entspannter sehen«, hatte Antonia mir mal erklärt. »Es ist etwas anderes, ob jemand dir gegenübersteht, dir in die Augen sieht und dich beschimpft oder ob du auf dem Pferd sitzt und keinen direkten Blickkontakt hast.«

Allmählich ging dem Luftballon und seinen Kumpanen die Luft aus. Sie wichen zurück. Offenbar wurde ihnen nun doch mulmig zumute. Und das konnte ich gut verstehen. Genau auf die muskulöse Brust eines Pferdes zu starren, das ein Stockmaß von einem Meter sechsundsiebzig oder mehr hat – dabei kann es einem schon heiß werden.

Aber kaum hatte sich der Gedanke in meinem Hirn manifestiert, dass jetzt gleich die Polizei ihre Aufgabe erfüllt und die Sitzblockade aufgelöst haben würde, da ging es mit einem Mal erst richtig los.

»Scheiß Bullen!«, ertönte es nun auch hinter mir und ich meinte den Lufthauch zu spüren, als ein Stein nur wenige Zentimeter neben meinem Ohr an mir vorbeirauschte. Er prallte irgendwo hinter den Pferden auf, ohne Schaden anzurichten, aber er hatte Signalwirkung.

»Scheiß Bullenpack!«, ertönte es nun von überall her. Ich hätte mich jetzt wirklich gerne in Luft aufgelöst, aber dafür war es zu spät.

Ich sah die Pferde an. Gigolo riss nervös die Augen auf und Michael hatte alle Hände voll zu tun, um Kasper daran zu hindern, eine Kehrtwende zu vollziehen. Aber noch hatten die Reiter ihre Pferde fest im Griff.

Nun flogen weitere Steine und leere Blech-

dosen. Der Pappschildträger, der mittlerweile ebenso aufgestanden war wie der Schreihals und die zwei anderen Kerle, wedelte mit seinem Schild dicht vor den Pferdeköpfen herum, als wolle er sie wie Fliegen verscheuchen. Aber Polizeipferde sind nun einmal keine Fliegen.

Mit einem Mal knallte es richtig laut und ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass das Geräusch tatsächlich von dem Pflasterstein herührte, der Gigant mit voller Wucht an der Stirn getroffen hatte.

Ich hörte einen spitzen Schrei und begriff erst danach, dass ich es war, die geschrien hatte.

Gigant riss den Kopf hoch und wich zwei, drei Schritte zurück. Dann hatte Antonia ihn wieder unter Kontrolle und führte ihn auf seine Position zwischen Gigolo und Kasper zurück.

Wie gebannt starrte ich auf Gigants Stirn. Ich spürte, dass mir der Mund offen stand, doch ich konnte nichts dagegen tun. Antonias Blick begegnete meinem. Sie erkannte offenbar die Besorgnis in meinen Augen und runzelte beunruhigt die Stirn.

Auf Gigants Stirn klaffte eine mehrere Zentimeter lange Wunde. Blut floss in einem dicken Strom über seine Nase. Der Blick des Pferdes war starr. Trotzdem stand der Braune regungslos da und versah seinen Dienst, als wäre nichts

geschehen. Nur der Ausdruck in seinen Augen verkündete, dass irgendetwas nicht stimmte.

In Gigant brodelte es. Zwar spürte er Antonia auf seinem Rücken und das gab ihm ein Gefühl von Sicherheit, doch irgendetwas war nicht in Ordnung. Ganz und gar nicht in Ordnung. Da war etwas. Etwas an seiner Stirn, das sich heiß und ungesund anfühlte. Etwas, das dort nicht hingehörte. Gigant schlug unwillig mit dem Kopf. Und mit einem Mal verschwand die Welt um ihn herum hinter einem roten Schleier und ließ Gigant allein zurück. Er hörte die aufgebrauchten Rufe der Menschen um sich herum. Aber er konnte nichts mehr sehen! Die Stimmen und das Pfeifen erschienen dem Wallach mit einem Mal noch lauter.

Ich bekam eine Gänsehaut, als Gigant in diesem Augenblick lautstark wieherte und von Panik erfüllt auf die Hinterbeine stieg.